

Zeitschrift: Scharotl / Radgenossenschaft der Landstrasse
Herausgeber: Radgenossenschaft der Landstrasse ; Verein Scharotl
Band: 16 (1991)
Heft: 4

Rubrik: Stand- und Durchgangsplätze

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Standplatz von Jenischen in Bern

Lage der Fahrenden verbessern

BERN. Der Bund soll der privatrechtlichen Stiftung «Zukunft für Schweizer Fahrende» 1 Mio Franken als Startkapital zur Verfügung stellen und den Stiftungsbetrieb in den ersten fünf Jahren mit einer weiteren Million subventionieren. Dies beantragt die nationalrätliche Kommission für soziale Sicherheit (SSK) im Einverständnis mit dem Bundesrat.

Im Oktober 1990 hatte der Nationalrat die Landesregierung via Postulat aufgefordert, Möglichkeiten zu prüfen, wie den Schweizer Fahrenden in Notlagen unbürokratisch geholfen werden könnte. Zusammen mit dem Bundesamt für Kultur hat eine neunköpfige Nationalratsarbeitsgruppe daraufhin zuhanden der SSK entsprechende Vorschläge ausgearbeitet.

Konkret geht es vor allem um die Schulausbildung der Kinder der Fahrenden und um die Einrichtung zusätzlicher Winterstandplätze und Sommerdurchgangsplätze. Die SSK schlägt dem Ratsplenum nun in Form einer

parlamentarischen Initiative ein neues Bundesgesetz zur Einrichtung einer Stiftung vor. Sie hat die Initiative Ende August verabschiedet und gestern zusammen mit der zustimmenden bundesrätlichen Stellungnahme veröffentlicht. Das Gesetz untersteht dem facultativen Referendum.

Unbürokratische Behandlung

Die Stiftung soll die Behandlung der Fahrenden durch die kantonalen Behörden koordinieren, den Erfahrungsaustausch fördern und auch Land für Fahrendenstandplätze kaufen können. In seiner Stellungnahme schätzt der Bundesrat den Wert eines solchen un-

bürokratischen Koordinationsorgans mit Gemeinde-, Kantons- und Bundesvertretern sowie Angehörigen der fahrenden Minderheit als hoch ein.

Das Stiftungskapital soll 1 Mio Franken betragen, dazu kämen jährliche Betriebsbeiträge von 200 000 Franken. In der ersten Fünfjahresperiode würde sich der Bund also mit insgesamt 2 Millionen engagieren. Seit 1987 erhält die 1975 als Fahrendendachverband gegründete «Radgenossenschaft der Landstrasse» vom Bund pro Jahr 250 000 Franken zur Unterstützung inländischer Fahrender. Sie leitet ihrerseits 60 000 Franken an andere Fahrendenorganisationen weiter. (spk)

Zukunft statt Vergangenheit

Die Nationalratskommission betont, die Stiftung stehe in keinem Zusammenhang mit dem seinerzeitigen Hilfswerk «Kinder der Landstrasse» und dem entsprechenden Wiedergutmachungsfonds. Während es dort um die gemeinsam mit den

Kantonen und den Betroffenen angestrebte Wiedergutmachung von vergangenem Unrecht gehe, solle mit der neuen Stiftung die gegenwärtige Lebenssituation der Fahrenden verbessert und «ein positiver Schritt in die Zukunft getan» wer-

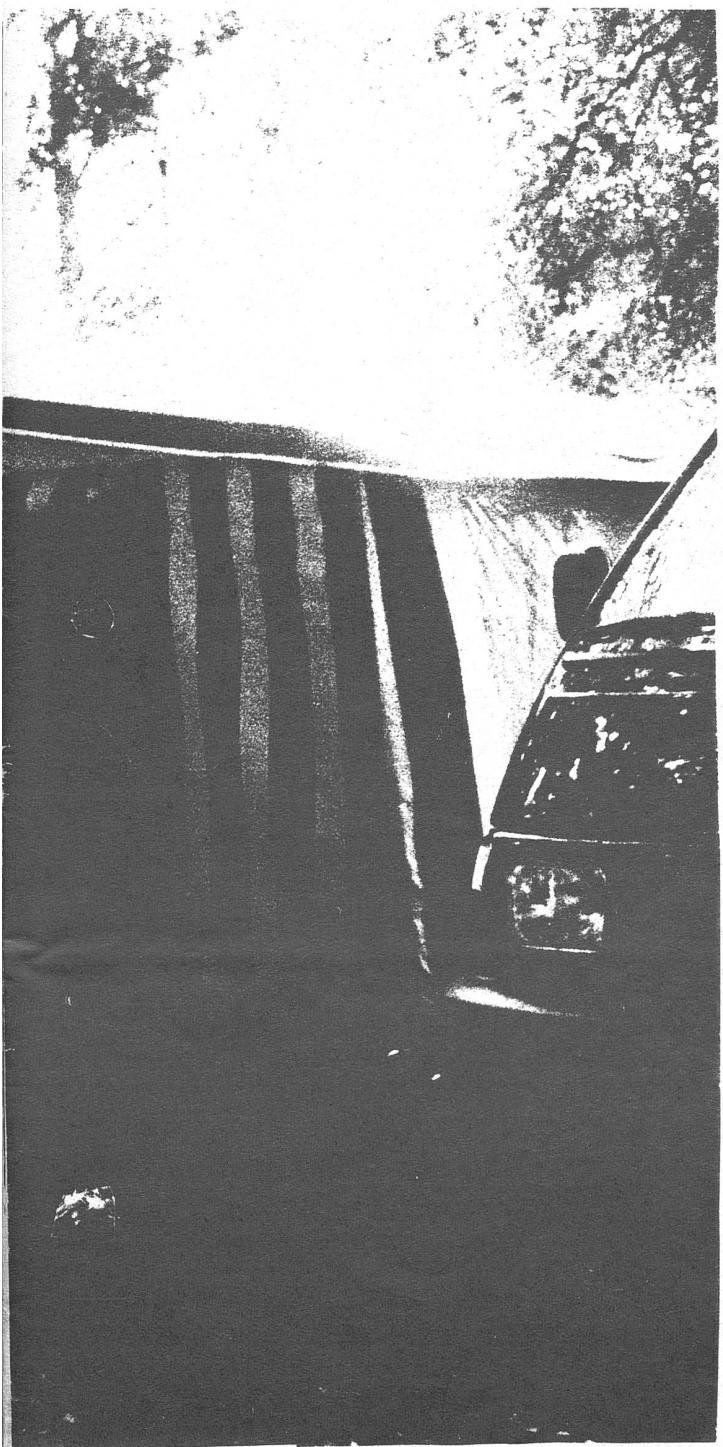
den.

Bei der Aktion «Kinder der Landstrasse» waren von 1927 bis 1973 mit Unterstützung des Bundes rund 600 Zigeuner Kinder aus ihren Familien gerissen und in «normalen» Bürgerhaushalten plaziert worden.



Sesshaft

Wenn die Blätter fallen, die
Tage kürzer werden und sich
langsam der Winter ankündigt,
werden die Fahrenden für



auf Zeit

ein paar Monate sesshaft. Die «Schweizer Woche» hat Jenische auf dem Campingplatz Winterthur besucht.

Es klappt, wir können die Ware abholen.» Albert Waser, soeben aus der Telefonkabine zurückgekehrt, zwinkert seinem Kollegen zu. Aus unserer abgemachten Begleittour mit dem Altmetallhändler wird heute also nichts. Morgen dürfen wir mit, sagt Albert, «das heute ist mir zu wichtig, ein neuer Kunde, ihr versteht schon». Wenig später verlassen Roger Gottier und Albert mit ihrem Lieferwagen den Platz. Wohin, das weiss niemand. Geht es ums Geschäft der Jenischen, so fragt man nicht. Das ist Ehrensache.

Auf dem Winterthurer Campingplatz ist das Leben inzwischen erwacht. Wohnwagentüren knallen auf und zu. Aus den beiden Duschen strömt Dampf in die Kälte hinaus. Die Haare noch nass, aber sorgfältig gekämmt und gekleidet, treffen sie dann allmählich im «Schützengarten» ein: Paul und Madeleine Schirmer, Jeanette Waser und Gaby Gottier mit ihren Kindern, Bruno Waser, Klär Waser. Das Frühstück – heisse Wienerli mit Kaffee oder Schokolade – wird gemeinsam eingenommen, «damit man sich sieht, bevor die Arbeit beginnt».

Die Kinder müssen in Winterthur zur Schule. Darauf sind die Jenischen

mächtig stolz: «Wir wollen unseren Kindern die Zukunft nicht verbauen», sagen sie. Und dafür bringen sie auch gerne Opfer. Zum Beispiel Gaby und Roger und ihre Wohnnachbarn Albert und Jeanette: Sie bleiben so lange auf dem Winterthurer Platz sesshaft, bis die Kinder in acht Jahren ihre Schulpflicht erfüllt haben. In eine Wohnung ziehen würden sie nie: «Unsere Kinder sollen durch das Leben im Wohnwagen erfahren dürfen, was es heisst, jenisch zu sein», erklärt Jeanette. In einem «Bunker» würden sich die wenigsten Fahrenden wohl fühlen: Das sei wie ein Gefängnis, man kenne oft nicht einmal den Nachbarn.

Dass es im Wohnwagen etwas eng ist, daran stösst sich niemand. Sind die Kinder einmal grösser, wird einfach ein Zweitwagen dazugekauft. Mühe haben sie höchstens im Frühling, wenn die anderen Jenischen den Winterplatz verlassen. «Am liebsten würden wir dann auch mitgehen», sagt Gaby. Jeanette nickt bedeutungsvoll: Während des Winters versammelt sich ihre ganze Familie hier. Sechs Kinder hat ihre Mutter Klär grossgezogen. Heute ist Klär mit ihren 47 Jahren bereits neunfache Grossmutter. «Das gibt viel Arbeit», sagt sie la-



Albert und Jeanette Waser wollen auf dem Winterthurer Platz bleiben, bis ihre Kinder aus der Schule sind.

chend. Aber missen möchte sie dies auf keinen Fall, die Familie ist für Klär, wie für alle Jenischen, das Wertvollste. Mit Rat und Tat wird beigestanden.

Auf den Campingsträsschen herrscht reger Betrieb. Kinder spielen Fussball oder fahren Velo, Frauen gehen zwischen Wohnwagen und dem Sanitärbau geschäftig hin und her. «Putzete» ist jeden Tag: Die Betten und das Tischtuch werden ausgeschüttelt, die Innentür des Wohnwagens gewaschen, staubgesaugt, das Vorzelt gewischt und der Herd, der im Vorzelt steht, fein säuberlich gereinigt.

Die Umstellung fällt schwer

Seit sieben Uhr früh bereits läuft auch die einzige Waschmaschine auf dem Platz. «Geht's ums Wäschen, so gibt's schon mal Streit unter uns Frauen», sagt Jeanette lachend, «dann kommt unser Jenisch-Temperament so richtig zum Vorschein.» Sie füllt gerade die nasse Wäsche in den Tumbler und kocht uns im Vorzelt heißen Pulverkaffee. «Aber eigentlich verstehen wir Frauen uns sehr gut», sagt sie, «und wir sind nie allein.» Man hilft sich gegenseitig, schaut gemeinsam zu den Kindern, trifft sich zu einem Schwatz im Nachbarswohnwagen oder geht gemeinsam hausieren.

Vor ein paar Tagen erst sind Madeleine und Paul auf dem Campingplatz eingetroffen. Im Sommer wohnten die beiden in der Nähe von Frauenfeld, neben dem Waldrand, inmitten schönster Natur. Diese guten Zeiten sind jetzt vorbei: Wenn der Winter kommt, müssen sie sich einen Platz mit Infrastruktur wie Strom und Wasser suchen. Einer davon ist der Winterthurer Campingplatz. Wohl fühlen sich Paul und Made-

leine an diesem Ort allerdings nicht: «Es ist uns zu eng hier.» Die Wohnwagen stehen dichtgedrängt aneinander. Ein Privatleben ist kaum mehr möglich. Und auch die sanitären Anlagen reichen kaum aus: eine Waschmaschine, zwei Duschen für einen übervollen Platz. Das Stromnetz ist überlastet. «Das führt früher oder später zu Reibereien», sagt Paul, und: «Mit dem Winter kehrt bei uns immer auch die Traurigkeit ein. Im Sommer ist alles wieder anders.»

Paul hat vor zwölf Jahren Madeleine, eine «Bäuerin» – so nennen die Fahrenden die Sesshaften –, geheiratet. Für die Stadt-Baslerin war es eine grosse Umstellung: Sie musste sich an kleineren Wohnraum gewöhnen, begann Röcke statt Hosen zu tragen – «die Jenischen sehen das lieber» – und lernte von Paul die Sprache der Jenischen. Das Jenische ist vor allem gesprochene Sprache, es wird kaum als Schriftsprache gebraucht. Eine Generation gibt es der nächsten weiter, auch heute noch, denn die Jenischen wissen: Sprache hat mit Identität zu tun. Und obwohl Madeleine diese Sprache schnell beherrschte, brauchte es Zeit, bis sie sich von den anderen Fahrenden akzeptiert fühlte. Heute hilft sie manchmal Paul bei seiner Arbeit als Antiquitätenhändler.

In der Schweiz leben heute rund 35 000 Fahrende. Die meisten von ihnen zählen zu den «Betonjenischen»: Sie sind in Wohnungen oder Eigenheimen sesshaft geworden. Nur noch 5000 fahren und pflegen den traditionellen jenischen Lebensstil. Jedenfalls soweit dies möglich ist, denn in der Schweiz fehlt es an Durchgangsplätzen, wo die Fahrenden während des Sommers für einige Tage Station machen könnten. Aber auch die

Winterplätze sind rar, wo die Jenischen die kalten Monate verbringen und von Frühjahr bis Herbst einen Wagen stehenlassen könnten. Viele Jenische wünschen sich einen Ort, wo sie immer wieder zurückkehren können, so etwas wie eine Heimat.

«Für das Militär haben sie Land und Platz genug. Für uns Jenische nicht», ärgert sich Albert. Er hat uns eine Flasche Wein offeriert und schaut forschend in die Runde. Jetzt, während der nassen Jahreszeit, trifft man sich statt vor dem offenen Feuer im «Schützengarten» auf einen Schluck Bier und pflegt den wichtigsten Aspekt der jenischen Kultur: das Gespräch. Probleme über ihren Status als Minderheit ist das häufigste Thema. «Bauern» sind bei solchen Gesprächen selten dabei.

«Wir sind Schweizer Bürger mit einem Schweizer Pass», sagt Albert, jetzt ziemlich energisch, «wir zahlen Steuern. Wir leisten Militärdienst. Wir schicken unsere Kinder zur Schule, und wir verdienen unseren Lebensunterhalt durch harte Arbeit.» Man nickt zustimmend. «Der Stärkere gewinnt eben immer, das ist ein Naturgesetz», sagt Roger resigniert, «wir sind und bleiben eine Minderheit und werden deshalb immer verachtet.» Genau, das soziale Pack seien sie, für alle, wirft Bruno erregt in die Runde.

Die Augen des Bündner Jenischen funkeln. Man nennt ihn den «2000er», weil er so «futuristisch» denkt. Für Bruno existiert nur das Absolute. Seine Art, die Welt zu betrachten, hat er sich aus Büchern geholt, denn eine Chance, gute Schulen zu besuchen, bekam er nie. Heute ist Bruno 35 Jahre alt, Altmetallhändler und mit einer Sesshaften verheiratet: «Meine Frau ist das Stärkste, was mir in meinem Leben begegnet

ist.» Seit sieben Jahren haben die beiden einen Sohn, Ramon.

Der «2000er» wollte eigentlich keine Kinder: Die Gesellschaft sei zu kalt, die Welt durch Atomkraftwerke, Autobahnen und Waffenplätze zu gefährlich und zu sehr verbaut. «Unser Lebensraum wird immer stärker eingeschränkt», sagt er, «ich kann meinem Sohn nicht einmal eine jenischengerechte Zukunft mehr sichern.»

Auch von ihrer Kultur sei nicht mehr viel übriggeblieben: Das Gespräch, das Zusammensein, das Geschichtenerzählen am wärmenden Feuer und das gemeinsame Musizieren hätten sich die Jenischen zwar erhalten. «Aber wer von uns kennt noch die Bäume oder Pilze im Wald, wann haben wir zum letztenmal miteinander gespielt?» fragt Paul nachdenklich und schaut unvermittelt Bruno an: «Wir sollten unseren Kindern ein Vorbild sein. Ihnen Dinge über die Natur lehren. Sie lehren, abends ein Feuer anzuzünden, sie lehren, was es bedeutet, jenisch zu sein...»

Am nächsten Tag nimmt uns Albert auf seine Tour mit. 900 Kilogramm blitzendes Aluminium, 200 Kilogramm Messing und etwas Kupfer stapeln sich im grünen Lieferwagen. Wir durften Albert nur unter der Bedingung begleiten, weder Namen noch Ort von seinen Kunden preiszugeben. «Es hat schon genug (Bauern) im Altmetallgeschäft», erklärt er während der mehrstündigen Fahrt zum Altmetallkäufer. «Die (Bauern) nehmen uns Jenischen die Arbeit weg», fährt er schliesslich zerknirscht fort. Denn lange schon bevor in der Schweiz von Recycling gesprochen wurde, hätten die Jenischen bereits mit Altmetall gehandelt. Und bis heute haben sie mit diesem Beruf überlebt. Doch der Konkurrenzkampf wächst

unerbittlich. «Wenn du heute am Ball bleiben willst, musst du auch einmal Ware abholen, die dir nicht viel einbringt. Sonst holt sie ein anderer», sagt Albert. Da kann es schon vorkommen, dass er bis zu 500 Kilometer an einem Tag zurücklegt. Die Transportkosten und Spesen zahlt ihm niemand.

In vielen Berufen zu Hause

An den Tagen, wo Alberts Kunden kein Altmetall für ihn haben, geht er auf neue Kundensuche oder packt seine alte Schleifmaschine ins Auto und fährt damit von Ort zu Ort. Denn stumpfe Messer oder Scheren zum Schleifen lassen sich immer wieder finden. Zwar hat jeder Jenische einen Hauptberuf, doch kann jeder auf andere Beschäftigungen ausweichen. Durch Beobachten und Mitarbeiten lernen die Kinder und Jugendlichen von klein auf die verschiedenen Möglichkeiten kennen: beim Vater den Altmetallhandel, beim Onkel das Schleifen, bei der Mutter das Haussieren, beim Nachbarn den Umgang mit alten Möbeln, bei der Tante das Handeln mit Textilien.

Nicole Thommen-Gebauer



Madeleine (rechts) und Paul Schirmer tun sich mit den engen Platzverhältnissen auf dem Winterplatz schwer. Klär Waser (ganz unten), 47-jährig und bereits neunfache Grossmutter, freut sich hingegen, wenn jeweils die ganze Familie versammelt ist.

